

Er scheint täglich Abends ...

Anzeigengebühr ...

Thorner Ostdeutsche Zeitung.

Schriftleitung: Brückenstraße 54, 1 Treppe.

Anzeigen-Aufnahme für alle auswärtigen Zeitungen.

Geschäftsstelle: Brückenstraße 54, Laden.

Abgeordnetenhaus.

92. Sitzung, 17. Juni, 2 Uhr.

Am Ministerisch: Kommissare. Auf der Tagesordnung stehen Petitionen. Ueber eine größere Anzahl von Petitionen von Lehrern um Erhöhung der auf Grund des Gehaltsregulierungsgesetzes von 1897 festgesetzten Dienstentlohnungen von Volksschullehrern beantragt die Kommission in der Erwägung, daß der Zeitpunkt für eine durchgreifende Revision des Lehrerbefoldungsgesetzes und der Ausführungsbestimmungen noch nicht gekommen sei, zur Tagesordnung überzugehen.

stehend angesehen wird, ergibt sich aus der Thatsache, daß die Kaiserlichen Telegraphenämter in Sibyllenort und Breslau gestern behördlich angewiesen worden sind, im Falle des Eintritts des Todes Telegramme vor der offiziellen Bestätigung nicht durchzulassen.

Seinen Standpunkt zur Polenfrage hat der Kaiser bekanntlich in seiner kürzlich im Marienburger Hochschloß gehaltenen Rede beleuchtet. Auch in anderer Art bethätigt der Kaiser sein Interesse für die Polenfrage, und das betrifft die Abänderung polnischer Namen. Wie verlautet, hat der Monarch in dieser Hinsicht einige Anordnungen getroffen, wenn auch nicht hoch offiziell durch den Reichsanzeiger.

Zum Rektor magnificus der Berliner technischen Hochschule für 1902/03 ist Professor Kammerer gewählt worden.

Die Fleischschau-Kommission des Herrenhauses nahm die Vorlage in der Fassung des Abgeordnetenhauses an.

Einer Landtagswahlreform hat die Zweite hessische Kammer zugestimmt. Sie nahm am Dienstag mit vierzig gegen fünf Stimmen Artikel 4 der Regierungsvorlage betr. das Landtagswahlgesetz an, welcher die Einführung des allgemeinen, direkten und geheimen Wahlrechts vorsieht.

Ein „Salonagravier“ in der Person des Prof. Hagen und ein „Vollblutbauernbündler“ in der Person des Guttschickers Feustel sind nunmehr für die Reichstagsersatzwahl in Bayreuth aufgestellt. Den Wahlauftrag des Herrn Hagen, so bemerkt der „Fränk. Kur.“, kann kein Industrieller, kein Handwerker, kein Arbeiter und kein denkender Landwirt unterstützen, es bedeutet die unnötige Vertierung aller Nahrungsmittel und damit eine Gefährdung des Gesamtwohles des Landes.

immer von den „abgehausten Freisinnigen“ zu schreiben und zu sprechen.

An eine Revision der Ausführung des Lehrer-Befoldungsgesetzes in Preußen ist, nach den Erklärungen des Regierungskommissars in der letzten Sitzung der Unterrichtskommission, die sich mit einer großen Anzahl von Petitionen, vorwiegend aus den Provinzen Posen, Pommern, Ost- und Westpreußen und Brandenburg, beschäftigte, in absehbarer Zeit nicht zu denken. Die Wünsche der Petenten konzentrierten sich vorwiegend auf folgende Hauptpunkte: Thunlichste Beseitigung der Verschiedenheiten der Grundgehälter und Alterszulagen, Gleichstellung der Lehrer in Stadt und Land hinsichtlich des Dienstentlohens, Anrechnung der Landnutzung nur mit dem einfachen Grundsteuerertrag, Bemessung des Wertes der Dienstwohnung auf dem Lande mit 300 Mk., Zubilligung ausreichender Mietsentschädigungen.

Mitteilung des Kriegsministeriums über die Fahrt der Truppentransportschiffe: Heimkehrende Mannschaften vom II. Bataillon 3., III. Bataillon 2. ostasiatischen Infanterie-Regiments und der ostasiatischen Eskadron Jäger zu Pferde sind am 15. Juni in Lata nach Schanghai für die Heimreise mit Reichspostdampfer „Hamburg“ eingeschifft, zusammen 15 Offiziere 472 Mann unter Führung des Majors v. Schönberg.

Der Verband der deutschen Schuh- und Schäftefabrikanten hat in Düsseldorf in seiner Hauptversammlung in einer einstimmig angenommenen Resolution Protest eingelegt gegen die von der Zolltarifkommission beschlossenen Zollsätze auf Gerbstoffe, deren Einführung geradezu als Einfuhrverbot wirken müßte.

Die Berliner polnische Tageszeitung „Dziennik Berlinski“ hat ein reiches polnisches Ingenieur angekauft, um ein Polenblatt großen Stils daraus zu machen.

Aus dem Wahlkreis Greifswald-Grimsen wird der „Bib. Korresp.“ mitgeteilt, daß Abg. Gotheim dort seinen Wählern in den letzten Tagen Bericht erstattet hat. In der Versammlung in Wolgast kam Herr Gotheim auch auf die von angeblich nationalliberaler Seite begünstigten Quertreibereien in dem Greifswalder sogenannten nationalen Wahlverein zu sprechen und führte nach dem Bericht des „Greifsw. Tagebl.“ in dieser Beziehung aus, daß er auf Grund einer Rücksprache mit den führenden Männern der nationalliberalen Partei in unseren Parlamenten konstataren könne, daß Herr Generalsekretär Bagig von ihm im Greifswalder nationalen Wahl-

verein in Aussicht gestellten Vortrag ohne Wissen der Parteileitung versprochen und letztere sodann Bagigs Reise nach Greifswald verhindert habe. Den dann an Stelle des Herrn Bagig in Greifswald erschienenen Herrn Schaper kannte keiner der nationalliberalen Führer. Diese hätten ihm versichert, daß — wenn man Bagig von der Reise nach Greifswald abgehalten habe — man dann doch nicht eine ganz inferiore Persönlichkeit an seiner Statt dorthin senden werde. Wenn Bagig später einmal nach Greifswald kommen wolle, so werde das wohl nur geschehen, wenn dieser — nicht mehr Generalsekretär der nationalliberalen Partei sei! — Im Anschluß hieran sei noch vermerkt, daß, wie das genannte Blatt von zuverlässiger Seite hört, „der Generalsekretär der nationalliberalen Partei, Herr Bagig, demnächst aus dem von ihm bisher bekleideten Parteiamte ausscheiden“ wird.

Von einem „großen Bund“ der Freisinnigen mit den Sozialdemokraten bei den nächsten preussischen Landtagswahlen phantasiert die „Post“. — Die „Freis. Ztg.“ bemerkt hierzu: Aus ist von einem solchen Bündnis nichts bekannt. Wir erwarten allerdings, daß die Beteiligung der Sozialdemokratie an den Landtagswahlen überhaupt zu einer stärkeren Wahlbeteiligung als bisher ansetzen wird. Die konservativen Wähler sind vielfach nur die Folge einer ganz minimalen Wahlbeteiligung. Es erscheinen in vielen Bezirken der Städte vorwiegend nur die für die Wahlbeteiligung vom Dienst beurlaubten Beamten und von den Behörden abhängige Personen, auf dem Lande einzig der aus dem konservativen Großgrundbesitz, dem Pastor, dem abhängigen Lehrer, dem Gastwirt und einigen Dienstleuten zusammengesetzte Stab. Wollen die Konservativen das Erscheinen von Sozialdemokraten im Landtag von vornherein verhindern, so brauchen sie nur in Wahlkreisen, in welchen die Mehrheit der Bevölkerung selbst nach dem Dreiklassenwahlsystem konservativen Anschauungen durchaus abgerrigert ist, den Versuch unterlassen, Mandate zu ergattern lediglich in der Spekulation, daß die Freisinnigen dem gleichzeitigen Angriff von rechts und links gegenüber nicht eine absolute Mehrheit von Wahlmännern erlangen können.

Ueber die Verhältnisse in Samoa hat der Gouverneur Solf am Montag in der Sitzung der Kolonialgesellschaft in Köln gesprochen. Er meinte, Samoa solle die Rolle der braven Frau übernehmen, von der man möglichst wenig spricht. Eingehend erörterte er die Land- und die Arbeiterfrage in Samoa. Im Gegensatz zu den übrigen Kolonien besitze auf Samoa das Gouvernament keine Ländereien; der weitaus größte Teil des Landes liege in Händen der Häuptlinge als Gesamtbesitz von Familienverbänden. In der Berliner Ate vom Jahre 1889 war die Bestimmung getroffen, daß die Eingeborenen ihre Ländereien an Europäer nicht veräußern dürfen, und die deutsche Regierung hat die Bestimmung stehen gelassen, da die Samoaner den Erlös der Ländereien in Ländereien und Gelagen verthun, nachher aber das Land würden wiederhaben wollen und sich herabzufühlen würden. Die Samoaner seien nicht in der Lage, diese Ländereien zu bebauen, weil sie wenig arbeiten; aber die Zeit zu einer Aenderung sei noch nicht gekommen. Die Arbeiterfrage bereitet den meisten Pflanzern auf Samoa große Schwierigkeiten, da der Samoaner nicht gern arbeitet und wenn er arbeitet, das Werk verläßt, wenn es ihm gefällt, unbekümmert um irgendwelche Verträge. Der Gouverneur Solf kündigte an, daß er die Absicht habe, chinesische oder japanische Arbeiter auf Samoa einzuführen. Er will sich auf seiner Rückreise in China und Java über die Verhältnisse informieren.

Ausland.

Oesterreich-Ungarn.

Zur Einschränkung des Duellunwesens ist in Oesterreich-Ungarn eine Verfügung des Kaisers Franz Josef er-







# Unterhaltungsblatt

der

## Thorner Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 141.

Donnerstag, den 19. Juni.

1902.

### Der Herr der Wiese.

Original-Novelle von A. Hoffmann-Diederich.

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wer zuerst diese Vermuthung ausgesprochen, bleibt ungewiß. Sie war aber Veranlassung des Gerüchts, das bereits am Nachmittag die ganze Gegend durchschwirrte, der verrückte Brasilianer wolle sich ein Schloß direkt an der Mitter bauen lassen, und durch Entziehung des landschaftlichen Reizes auf solche Weise die Grundstücke sämtlicher Umwohner zuerst entwerthen, um sie dann zur Arrondirung seines geplanten Feudalsitzes billigst an sich zu bringen.

„Das wäre doch stark!“

„Unerhört!“

„Hat man je derartiges vernommen in diesen Kreisen von einem Manne, der sich als einen der ihren fühlt, als solcher allseitig acceptirt ward!“

Und mit seltener Einmuth beschließt man, alle Hebel in Bewegung zu setzen gegen das Zustandekommen eines solchen Baues.

Es fragt sich nur, kann man das?

Verkauft ist die Wiese nun einmal, das ist verbrieft und versiegelt, ihr Herr ist der Brasilianer, nachdem sich die früheren Besitzer, durch den Verkauf an ihn, sämtlicher Rechte an Grund und Boden entäußerten, und sich in nunmehr unbegreiflichem Leichtsinne einzig die Benutzung des Lawn-tennisplatzes vorbehielten. Daran, kontraktlich die Bedingung des Nichtbebauens zu stellen, hat Niemand gedacht.

„Aber — ich bitte Sie, das war doch eben selbstverständliche Voraussetzung.“

„Scheint der Brasilianer nicht zu denken.“

„Der muß überhaupt eine recht merkwürdige Denkart haben,“ rümpft Lore das Näschen zu ihrem Better, „schön kann ich seine Handlungsweise nun wirklich nicht finden. Wie stellt Du Dich denn zu der Affaire, Ollly, mit dem Sennor Horschütz?“

„Ich klatsche nicht hinter seinem Rücken, werde ihm dafür aber meine Meinung direkt ins Gesicht sagen.“

Lore zuckte die Achseln.

„Wie Du immer stachelig bist! Aber wie Mila denkt, möchte ich wissen, die muß die Sache doch am meisten interessieren?“

„Du meinst,“ fällt Carlo ein, „für sie wird das Zauber- schloß gebaut und uns die Aussicht genommen?“

„Ich bezweifle, daß gerade bei ihr der Herr noch Chancen hat nach dem Vorgefallenen.“

Mila selbst hüllt sich wieder einmal in Schweigen.

„Weiß ich nicht, Herr Better; frag sie doch selbst!“

So uneinig mit sich selbst, wie in dieser letzten Zeit ist sie noch nie gewesen. Selbstredend hat auch sie des Brasilianers Vorgehen hohliert, wenn auch weniger, als alle andern. Würde wohl eine der Damen genau so empört über Horschütz Baupläne sein, wenn sie ihre, Milas Chancen hätte?

Ein lustiges, glanzvolles Gebäude baut sich auf um Mila, fundirt auf Eigenliebe und emporgetrieben durch Phantasie, während sie müßig im Schaukelstuhl die Zeit verträumt.

Wer aber sein Wort wahr macht und dem Uebelthäter von Uebersee erst einmal gründlich seine Meinung sagt, un-

eingeschüchtert und unversfrozen, das ist Ollly, die, ehe ihr der Mut, zu ihrem löblichen Zwecke wieder vergeht, die nächste Gelegenheit beim Schopfe nimmt.

Auf dem Parkwege vorm Garten ist ihr Herr Horschütz begegnet.

Ihr Herz schlug gewaltig vor Ausübung ihres Vorhabens, während der im Lodenrocke unter einem Regendach Dahergewandelnde ihr langsam näher kam, und außer ihnen beiden bei dem Wetter kein Mensch zu sehen war in der langen Allee, von deren Laubkronen plätschernd der Sommerregen troff.

Horschütz zog den Hut und wollte schweigend vorüber- schreiten, das Benehmen einiger Damen der kleinen Villen- kolonie, die ihn eben „geschnitten“ aus Anlaß der jüngsten Wendung der Dinge, war der Grund seiner Gemessenheit gegen Ollly, denn „das hängt ja doch zusammen wie die Ketten!“ murmelte er ingrimmig in sich hinein.

Da kam er aber bei Ollly an die Unrechte.

Was die sich vornahm, führte sie aus, wenn auch — unter Herzklopfen.

Energisch vertrat sie ihm den Weg.

„Sie haben wohl ein schlechtes Gewissen, mein Herr?“

Da flog es trotz ihrer grimmen Worte über des Ange- redeten Züge wie Sonnenschein, und licht und warm ward ihm ums Herz.

„Fräulein Ollly, Fräulein Ollly,“ stammelte er und ganz anders, als sonst das seine Art.

Ollly, die Zürnende, aber achtete dessen nicht, sondern fiel ihm tapfer in die Rede:

„Und dann wollen Sie noch rebelliren?“

„Rebelliren?“

„Nun ja, warum unterbrechen Sie mich denn? Erst hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe, dann können Sie antworten, aber,“ fügte sie drohend hinzu, „auf Absolution brauchen Sie nicht zu rechnen!“

„Also, machen Sie es gnädig, Fräulein Ollly; aber ist das christlich, mir so im voraus jede Hoffnung zu nehmen?“

„Ist das christlich, mein Herr, andern Leuten hinter- rücks die Aussicht wegzunehmen?“

„Christlich nicht, liebes Fräulein, aber in dem Falle bin ich auch so bescheiden, gar keinen Anspruch auf Christen- thum zu erheben.“

„Können Sie auch wahrlich nicht, Verehrtester!“

„Gestatten Sie die Frage, Fräulein Ollly, capriciren Sie sich aus dem Konzept bringen zu lassen,“ bessern sollten

„Ist immerhin noch nicht das schlechteste; aber ich merke schon, Sie wollen mir ausweichen, so leichten Kaufes aber kommen Sie nicht davon, da kennen Sie mich schlecht. Also nochmals, wie kann ein Mensch mit fünf gesunden Sinnen auf die hirnverbrannte Idee kommen —“

Da kann Horschütz nicht an sich halten, er lacht laut auf.

„Ja, lachen Sie nur,“ sagt Ollly mit Aplomb und ohne sich aus dem Konzept bringen zu lassen, „bessern sollten Sie sich lieber!“

Und sie redet und redet und spricht sich bei ihrer Bußpredigt in solchen Eifer hinein, daß sie ganz vergißt, daß sie vorhin eigentlich ins Haus hat gehen wollen und bereits ihren Schirm zugeklappert hat zu dem Behufe.

So merkt sie es denn auch nicht einmal, daß kein anderer als der von ihr Gemafregelte schützend seinen Schirm über die nickenden Reiterfedern ihres Sommerhutes breitet, und sie an seiner Seite bereits zum fünften oder sechsten Male die Allee hinabschreitet.

Eine Andre aber hat diese Thatsache wohl bemerkt oder sie, richtiger gesagt, ziemlich übel vermerkt, das ist Mila, der vorhin ein Blick durchs Verandafenster die beiden energirten Regenspaziergänger zeigte.

Dieser Anblick hat nicht dazu beigetragen, ihre Laune zu heben.

Wie unpassend! Ueberhaupt welch herausforderndes Benehmen die „Kleine“ in letzter Zeit Herren gegenüber an den Tag gelegt hat! Da kann man doch nicht umhin, zu interveniren.

Ein Blick also in den Spiegel auf das blonde Lockengekraus oberhalb der Stirn, ein zweiter ins Wetter hinaus auf die Gefahr, die ihnen droht, dann eine schützende Spitzenhülle darüber geworfen, und Mila steht an der Gartenthür.

„Was reden Sie denn da so emsig auf meine Schwester ein,“ ruft sie, sich mit emporgehobenen Händen in drohlicher Koketterie gegen den fallenden Regen schützend, „daß sie Wind und Wetter darüber vergißt? Baupläne etwa?“

Das promenirende Paar ist stehen geblieben. Ollly erschrickt, Horschütz aber kann sich nicht verhehlen, daß ihm die Unterbrechung nicht unliebsam kommt, trotzdem sie von der Dame ausgeht, der er seit Wochen seine Huldigungen zu Füßen legt.

„Die suchst mir Ihr Fräulein Schwester ja auszureden!“ lacht er.

Mila runzelt die Stirn.

„Ich muß gestehen, Ollly, ich begreife nicht, was es Dich angeht, ob und welche Baupläne Herr Horschütz hat.“

„Aber Mila, wenn sie wüßte, wieviel Ärger dieser Herr den Leuten macht mit seinem Zauberschloß, da kann es seiner Zukünftigen doch garnicht lieb sein, später mal drin zu wohnen!“

„Erlauben Sie, mein Fräulein — Zauberschloß, Zukünftige — ich verstehe nicht recht?“

„Na ja — ich meine nur, weil man doch allgemein sagt, daß Sie sich nur deshalb die Villa auf die Wiese setzen lassen, Ihrer künftigen, unbekanntten Frau Gemahlin ein würdiges Interieur zu bereiten.“

„Zauberschloß! Gemahlin!“ lacht Horschütz, „da irren sich die guten Leute aber gewaltig hinsichtlich meiner Projekte. Wollen Sie den Miß sehen, meine Damen, wissen Sie, was es wird? Kein Zauberschloß, einfach eine vierstöckige Miethskaserne mit 300 Wohnungen für kleine Leute!“

„Aber!“ will Ollly sagen, doch schon hat Mila mit fester Hand ihren Arm ergriffen. Sie hat eine eigene Art, Leute abfallen zu lassen, die sich ihr mißliebig zeigten. „Ganz Fürstin“ jagen ihre Freundinnen, und so „ganz Fürstin“ ist der Mann mit dem Bauprojekt der Wohnungen für kleine Leute eben entlassen worden.

Mit gesenkten Lidern, ihn keines Blickes mehr würdigend, hat Mila sich gewendet und zieht Ollly mit sich fort in den Garten hinein.

Das Zauberschloß hätte sie verzeihen können, die Miethskaserne niemals.



Es ist am andern Tage.

Noch immer regnet's, und verschwommen blickt das Alsterpanorama durch den Nebelschleier, einzig belebt durch die rothen oder grünen Fahrzeuge der Dampferlinien nach Winterhude oder der Uhlenhorst hinaus. Kein Segler, kein Ruderboot läßt sich blicken, die langen Reihen der weißen Wasservögel störend, die zur Fütterung nach dem Schwanenhause ziehen. Vom jenseitigen Ufer ist nichts zu erblicken, kaum daß der Thurm der Uhlenhorst sich schwach von dem grau in grau gezeichneten Silbe abhebt.

In heller Gewandung sitzt Ollly auf der Fensterbank des Salons, in dessen Kamin ein paar brennende Scheite über die Ungemüthlichkeit des Tages hinwegzutauschen suchen.

Die Idee dazu ging von Mila aus, die heute zum Fünftees empfangt.

Sie haßt jede Art von Herbststimmung, hat ihr zum

Troß das Feuer anlegen, und hellprunkende Chrysanthemem in alle Basen auf Kamin und Stageren füllen lassen.

In weiße mailändische Seide gekleidet, macht sie die Honneurs unter ihren Gästen, zumeist Damen „ihres“ Kreises, die eben wieder einmal bei der brennenden Frage des Tages angelangt sind, und dem warum der projektirten Miethskaserne des Brasilianers auf die Spur zu kommen suchen, ohne sich durch der Hausherrin Bemühungen von dem wenig interessanten Thema ablenken lassen zu wollen.

„Ein so reicher Mensch, ich bitte Sie!“

„Des Geldes wegen kann er es doch unmöglich thun.“

„Warum also, warum nur?“

So schwirrt es laut durcheinander, während leise, insgeheim, hier und da die Vermuthung ausgesprochen wird, ob nicht etwa Mila in ihrer grenzenlosen Ueberhebung dem so auffallend um sie bemühten Ueberseeer einen Abweis zu theil werden ließ, für den er jetzt sie und unschuldiger Weise mit ihr die ganze Nachbarschaft büßen lassen will in rachsüchtiger Despotenlaune

(Fortsetzung folgt.)



## Tante Malwine.

Von Hans Löwe.

(Nachdruck verboten.)

Von jener Tantenart war sie keine, die ihre Lebensaufgabe darin suchen und finden, überall Zwietracht zu säen, überall Unfrieden stiften und die in dem Unglück Anderer nur einen Racheakt des Schicksals für die selbst erprobte Unbill erblicken. Wie gesagt, eine Unglücksstante war sie nicht. Im Gegentheil. Tante Malwine erfreute sich in der Familie — und diese Familie war eine ungemein zahlreiche — geradezu schwärmerischer Liebe und Verehrung, und nicht ein Familienmitglied hatte Grund, anders als in den höchsten Lobsprüchen von ihr zu reden.

Wie es Tanten giebt, welche, wie gesagt, als Störenfriede das Glück ganzer Familien ruiniren, so hat andererseits die weiße Natur auch Tanten geschaffen, welche den ganzen Familienseggen in sich zu verkörpern scheinen, welche den guten Genius oder gewissermaßen die Vorsehung der Familie darstellen. Eine solche Tante war Tante Malwine. Ja, ihre Tantenhaftigkeit reichte noch weit über ihre eigene Familie hinaus; sie wurde „Tante“ titulirt von Kindern und Erwachsenen, mit denen sie selbst in keinem verwandtschaftlichen, sondern lediglich in fremd- oder auch nur bekanntschastlichem Verhältnisse stand, und denen sie, wenn auch nur mit einigen Bonbons oder guten Rathschlägen, aus der Verlegenheit half. Aber sie erfreute sich überall, wo sie verkehrte und bekannt war, einer außerordentlichen Beliebtheit. Denn Tante Malwine besaß eine offene Hand, ein offenes, warmes Herz und — was die Hauptsache ist — eine milde, sanfte, verständliche Art, die zu Kompromissen schnell geneigt war und der ein Veröhnungswerk nie mißlang.

In ihrer engeren Familie vollends war sie der Abgott. Sobald sie in ihrer etwas altfränkischen Toilette, in dem faltigen und bauschigen Seidenkleide mit der vorsintfluthlichen Schnebentaille, mit dem uralten Umhang, der französischen Mantille und den gewundenen Schlangerringen in den unter dem leicht gewellten Haar halbversteckten, blutlosen Ohren auf der Thürschwelle erschien, da brach ein Jubel los, als hätte er einer längst erwarteten Verwandten aus dem fernen Amerika und nicht der am Orte ansässigen, oft gesehenen Familientante gegolten. Alles sprang und hüpfte um sie her. Die Kleinen nahmen sofort die alte schloßlose Handtasche in Beschlag, die man sich nie ohne süßen Inhalt denken konnte; die Erwachsenen aber besreiten Tante von ihrer überflüssigen Garderobe.

Dann ging's, wie immer, an's Plaudern und Kaffeetrinken. Denn Tante Malwine kam oft, zuweilen sogar täglich, aber nie zu anderer Zeit, als um die Kaffeestunde. „Beim Kaffee“, meinte sie, „plaudere sich's am besten.“ Und Tante Malwine plauderte gern und viel.

Am liebsten befaßte sie sich mit dem fünfjährigen Max, den sie immer auf den Schooß nahm, und der ihr unter Hinweis auf die alte, zerknitterte, goldene Uhr, die sie an einer langen, vielgliedrigen, um den Hals geschlungenen Kette bei sich trug, jedesmal die Frage vorlegte:

„Nicht wahr, Tante Malwine, wenn Du todt bist, dann betomme ich Deine Uhr?“

Das „A“ konnte nämlich Max trotz seiner fünf Jahre noch nicht klar herausbringen.

Lächelnd hatte natürlich Tante Malwine dem Knirps, der auf Sicherung seiner Erbschaft so sehr bedacht war, ihre Zusage immer und immer wiederholen müssen, wenn sie nicht wünschte, daß der Hausfriede gestört werde . . .

Von den beiden Mädchen der Familie war es die blonde, aber dunkeläugige Grethe, welche Tante Malwine ganz besonders in ihr Herz geschlossen hatte und an der sie mit scharfem weiblichen Blicke ernstere jungfräuliche Regungen wahrzunehmen glaubte. Grethe hatte nämlich bereits ihr achtzehntes Lebensjahr und die gefährliche, klippenreiche Zeit der Tanzstunde hinter sich.

Es fiel gar nicht mehr auf, daß Tante Malwine jedesmal, wenn sie zu Besuch kam, Grethe auf ein Viertelstündchen bei Seite nahm, um ihr ein Privatissimum zu halten. Nur an dem öfteren, sanften Erröthen der jungen Dame merkte man, daß es sich bei diesen Zwiegesprächen um Beantwortung und Lösung von „Gewissensfragen“, um Regelung von Angelegenheiten handelte, die mit jenem kleinen, unruhigen Dinge, das die Anatomen „Herz“ nennen, innig zusammenhängen.

Vor Tante Malwine hatte Grethe auch kein Geheimniß; ihr beichtete sie Alles. Denn, wo Tante helfen konnte, half sie, und namentlich in Liebesachen, besaß sie ein merkwürdiges Feingefühl und eine nie erlahmende Energie.

Kein Wunder. Denn auch sie hatte in ihrer Jugend geliebt, heiß geliebt, wenn auch diese Liebe zu keinem glücklichen Ende geführt. Just in demselben Alter, in welchem Grethe jetzt stand, war sie, als sie „ihn“ kennen lernte — auf einem Ball mitten unter den schmucken Offizieren und den vielen anderen interessanten jungen Herren. Beim Kotillon, mit einem Sträußchen in der Hand, hatte er sich ihr genähert, und nicht lange darauf hatte er ihr Jawort erhalten — das ihrige und das ihrer Eltern. Aber sie wurden dennoch kein Paar, trotz ihrer Liebe nicht Mann und Weib. Aus Gründen, wie sie alle Tage vorkommen. Er war ein gehaltloser Assessor gewesen, der nichts weiter besaß, als Schulden und ein kruzbraves Herz, und sie die Tochter eines pensionirten Militairs, den seine Pension knapp über Wasser hielt . . . Sie konnten zu einander nicht kommen, das Wasser war viel zu tief . . . Erst als „er“ längst Kreisgerichtsrath und Vater mehrerer Kinder gewesen, war „ihr“ unerwartet eine größere Erbschaft zugefallen, von der sie bequem leben konnte . . .

Aus diesem Grunde war sie „alte Jungfer“ geblieben. Aber keine bissige, vergrämte, mit Gott und der Welt zerfallene, sondern eine friedliebende und allenthalben gern gesehene. Zum Menschenhaß und zur Verbitterung hatte sie auch gar keinen Grund. Ihre Liebe war ja keine einseitige gewesen, sie ward nicht verschmäht, nur ihr Ziel hatte sie, gehemmt durch rein materielle Dinge, die nun einmal nicht selten die edelsten Absichten zu vereiteln pflegen, nicht erreichen können.

Mit Wehmuth im Herzen, nicht mit Stoll hatte sie sich in ihr Schicksal ergeben, die verwaiste Liebe auf ihre Angehörigen, den Freunden- und Bekannten-Kreis übertragend. Aus der „alten Jungfer“ war auf solche Weise die Tante — „die Tante Malwine“ geworden, welche schließlich kein anderes Bestreben kannte, als — zu erfreuen, zu versöhnen, zu helfen. Ja, das Wohlthun war ihr so zum Bedürfniß und zur zweiten Natur geworden, daß sie selbst oft schwer darunter litt. Nicht selten sah man sie in Thränen aufgelöst — als habe der Menschheit ganzer Jammer sie gepackt.

In der That aber fand der ganze Jammer, die ganze Freude, welche im Schooße der Ihrigen sich ansammelte, in der Person Tante Malwinens einen Mittelpunkt — hier floß alles zusammen. Und an all' den Leiden und Freuden war Niemand von solch' aufrichtiger Theilnahme erfüllt, wie eben sie. Die Geburtstage Aller behielt sie im Gedächtniß, und die erste Aufmerksamkeit, welche an solchen Tagen den Gefeierten erwiesen wurde, rührte gewiß von ihr her. Sie vergaß nichts, was das Wohl und Wehe ihrer Angehörigen betraf — selbst die noch unbezahlten Rechnungen, deren Begleichung sie oft aus eigenen Mitteln vornahm, wenn sie wußte, daß irgendwo Ebbe in der Familie herrschte.

Den Bankier der Familie spielte Tante Malwine ja nicht selten, aber niemals ungern oder gar unwillig. Auch andere kostspielige Aemter füllte sie freiwillig oder unfreiwillig aus, größtentheils sogar mit Vergnügen. Sie nähte

und flickte, strickte und stickte, nur für oder doch im ausgesprochenen Interesse der Familie.

„Kinder!“ hatte sie oft lächelnd ausgerufen, „wenn ich nicht mehr helfen kann, dann sterbe ich!“

Aber das war kein Scherz von ihr gewesen, es war ihr bitterer Ernst damit, der Guten . . .

\* \* \*

Wieder handelte es sich um Grethe. Aber diesmal nicht um ein neues Kleid, das sie brauchte und das man ihr nicht kaufen konnte; es war mehr, das erforderlich war — die Aussteuer . . . die Mitgift!

Und auch Ernst sollte zum Militair — er sollte sein Jahr abdieneu — es war der letzte Termin gewesen.

Da waren böse, aufregende Tage hereingebrochen. Dem Mädchen muß doch geholfen werden . . . und Ernst auch!“ hatte Tante Malwine heftig ausgerufen. Dann hatte sie die Hände gerungen und war in lautes Weinen ausgebrochen . . . geweint hatte sie, immer wieder geweint.

Plötzlich war sie dann aufgestanden, hatte Hut, Mantille und Tasche genommen, Jedem die Hand gereicht und einen Kuß gegeben und war gegangen. An der Thür noch war sie stehen geblieben und hatte zu Ernst und Grethe gemeint: „Kinder vielleicht kann ich doch noch helfen — auf Wiedersehen morgen!“

Aber sie war nicht mehr gekommen. Man wartete vergebens. Und als man hinging, um nach ihr zu sehen, da fand man sie todt im Bette. Der Arzt meinte — ein Herzschlag habe ihren Tod herbeigeführt. Freilich ein Herzschlag. Aber was wußte der Arzt! — — Sie konnte nicht mehr helfen — das brach ihr das Herz . . .

Nun, da sie todt war, fiel ihr schon sehr zusammengeschmolzenes Vermögen, von dessen Zinsen sie in letzter Zeit nur mehr knapp hatte leben können, den Ihrigen zu, und Ernst und Grethe ward, wie versprochen, doch noch geholfen.

\* \* \*

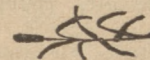
Weit draußen auf dem stillen Gottesacker liegt sie begraben, und neben dem Hügel, der sich über ihrer irdischen Hülle wölbt, steht ein Stein aufgerichtet, auf dessen Vorderseite in goldenen Lettern nur die Worte stehen:

Hier liegt:

Tante Malwine.

Auf der Rückseite aber ist in den Stein der schöne Vers eingegraben, den die Verbliebene so oft und gern zu citiren pflegte:

„Ein liebeleeres Menschenleben  
Ist wie ein Quell, versiegt im Sand,  
Der seinen Weg zum Meer nicht fand,  
Wohin die Quellen alle streben.“



## Poesie-Album.

Ich wüß' es schon!

Wenn nur mein scheuer Mädchenmund  
Nicht gar so schweigsam bliebe,  
Mit einem Worte thät' ich kund  
Ihm alle meine Liebe.

Er ging, er zürnt! Ach, fänd' ich Muth  
Ein einzigmal im Leben,  
Wie wüß' ich flink — wie wüß' ich gut  
Erklärung ihm zu geben!

Ich küßt' ihn mir und riefte dann:  
„Statt, daß ich viel erzähle —  
In diesem Kuß, geliebter Mann,  
Liegt meine ganze Seele.“

Hermanne Portier,



### Die Mutter.

Der schönste Nam' im Erdenrund,  
Das schönste Wort im Menschenmund  
Ist: Mutter!

Ja, keines ist so tief und weich,  
So ungelehrt gedankenreich  
Als: Mutter!

Und hat es wohl so große Macht,  
Weil es von Kinderlippen lacht:  
Die Mutter!

Weil es auch Kinderaugen winkt,  
Weil es im Kinderherzen singt:  
Die Mutter!

Ja, wenn auch dieses Wort erklang,  
Hat hohe Würde lebenslang,  
Als Mutter!

Und die's besessen und entbehrt,  
Der ist das Erdenglück verwehrt,  
Als Mutter!

Carmen Sylva.



### Ein wirthschaftlicher Buchstabe.

Blauderei von R. Kronek.

(Nachdruck verboten.)

Von den fünf und zwanzig Buchstaben unseres Alphabets ist nur sehr wenigen die Auszeichnung zu Theil geworden, allgemein gültigen Regeln oder sprichwörtlichen Redensarten als Grundlage zu dienen. Von A bis Z, das A und das D, wer A sagt muß B sagen, — jemand ein X für ein U machen, das sind wohl die gebräuchlichsten Redewendungen dieser Art, vielleicht daß das Z noch seines Tüpfelchens wegen eine gewisse Rolle spielt.

Eine besonders bevorzugte Stellung unter seinen Kameraden nimmt jedoch das R ein, und zwar ist es namentlich die Hauswirthschaft, die eine ganze Menge allgemein gültiger Regeln aufzuweisen hat, in denen das R von Wichtigkeit ist. Zunächst werden nach Vorhandensein des R und nach seinem Fehlen die zwölf Monate eingeteilt: Mai, Juni, Juli und August sind also die vier R-losen, die übrigen acht die R-Monate.

Von den Gemüsen ist — die zwei R deuten ja schon darauf hin — der Merrettig nur in den Monaten mit R zu gebrauchen; anders verhält sich's mit jungem Gemüse: das giebt's nur in den R-losen Monaten. Wie könnte das auch anders sein, ist doch in „junges Gemüse“ kein R enthalten! Kartoffeln wieder sind am besten in den Monaten mit R, denn in den R-losen giebt's nur erst wenige, und diese sind meist wässerig und schlecht. Dauerobst, also solches, das man für den Winter aufbewahrt, hat man nur in den Monaten mit R.

Auch die Fische haben sich den R-Regeln unterwerfen müssen. So sind in den R-losen Monaten folgende R-lose Fische am besten: Lachs, Mal, Schleie, während Karpfen und Barbe nur in denen mit R zu empfehlen sind.

Das Bleichen von Leinwand — es ist kein R im Wort enthalten! — ist in den Monaten ohne R vorzunehmen, desgleichen das Sonnen der Betten. Verstößt jemand gegen letztere Regel, so hat er sich die Folgen selbst zuzuschreiben. Im Volke heißt's nämlich: wenn Betten in Monaten mit R gesontet werden, so bringen sie das Reitzen mit. Zu der That ist es denn auch schon häufig beobachtet worden, daß Bettferdern, mochte die Sonne im April oder September noch so warm scheinen, doch Feuchtigkeit aus der Luft angezogen hatten.

Eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen die Krebse und Seefische. Diese sind nämlich gerade in den nicht

entsprechenden Monaten zu verwenden, also Krebse in den R-losen und Seefische in denen mit R.

Alle die bisherigen genannten Regeln sind absolut richtig. Nicht ganz so sicher steht's aber mit der Behauptung, die vier R-losen Monate seien die wärmsten. Denn daß der September, also doch einer der R-Monate, mitunter Tage, ja Wochen bringt, in denen man sich nach Kamerun versetzt wähnt, ist unbestrittene Thatsache, wie es sich auch nicht leugnen läßt, daß mitunter im wunderschönen Monat Mai anstatt der Knospen vor Kälte die Haut aufspringt.



### Praktische Winke.

Saures Bier zu verwenden.

Sauer gewordenes Bier, das ohne Eisschrank und bei schlechten Kellerräumen auch in praktisch geführten Haushaltungen sich vorfinden kann, wer würde nicht unbedenklich es fortgießen? Und doch kann es der Hausfrau noch nützen, denn es verhilft ihr zu einem blanken, ja sogar strahlend blanken Kupfergeschirr, das monatelang so blank bleibt. Man scheuert das Geschirr — übrigens läßt sich auch Messinggeschirr so putzen — mit Bier und mit feinem Sande tüchtig außen und innen, spült es gut mit reinem Wasser, reibt es noch einmal mit feinem Sande aus und spült es wieder so lange, bis aller Sand entfernt ist, um es dann zuletzt noch mit einem starken, aber nicht zu harten Tuche nachzureiben.



Behandlung der Kämme.

Sehr unangenehm sind unreine Kämme, die eine ordnungsliebende Hausfrau nicht duldet und bei deren Reinigung sie nur mit Bedauern bemerkt, daß durch das häufige Waschen mit Salmiak, Spiritus und lauwarmem Wasser die Gummikämme sehr leiden und weich werden. Viel weniger oft nun ist diese Reinigung nöthig, wenn man täglich den Kamm mit etwas Watte abreibt, dann eine dünne Schicht Watte gleichmäßig so über den Kamm vertheilt, daß sie unten über dem Rande alle Zähne des Kammes umfaßt. Dann erst ordnet man sein Haar, wobei die Watte allen Staub aufnimmt und nach dem Frisieren entfernt wird. Bei dieser Behandlung hat man immer reine Kämme und kann das Waschen auf ein Minimum beschränken.



### Kinderverweishheit.

Zoologie und Musik.

Der Onkel steht mit der Violine vor seiner kleinen Nichte und fragt: „Nun, Mariechen, soll ich Dir wieder ein Stück von Strauß vorspielen?“ — „Ach, Onkel,“ antwortet die Kleine, von ihrem Naturgeschichtsbuch, in dem sie blättert, aufsehend, „Du spielst immer nur Stücke vom Strauß, spiele doch auch einmal eins vom — Kasuar.“



### Wie man das Abwiegen spart.

Um das zeitraubende Abwiegen zu vermeiden, lassen sich nachstehend angegebene Verhältnisse sehr leicht einprägen. Es wiegen:

1	Eßlöffel geriebene Semmel	7	Gramm
1	„ Cacao	12	„
1	„ Mehl	12	„
1	„ Kartoffelmehl	13	„
1	„ Salz	13	„
1	„ Gries	16	„
1	„ Zucker	20	„
1	„ Fett	50	„
1	Kaffeelöffel Salz, Mehl oder Kartoffelmehl je	4	„

Eine Obertasse = ein Weinglas = sechs Eßlöffel  
sind = 1/8 Liter Flüssigkeit.

Ein Suppenteller = ein Wasserglas = 16 Eßlöffel  
sind = 1/4 Liter Flüssigkeit.

Eine Messerspitze voll Natron = ungefähr 1 Gramm.

Ein Stückchen Butter = 250 Gramm.

Ein mittelgroßes Ei = 50 Gramm.